

„Ich heissä Andreas, wiä dr Ättighüser Chiläpatron!“

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Mit den Vornamen ist es wie mit der Mode: Erst werden sie von einzelnen Eltern ausgewählt, werden dann gesellschaftsfähig und gängig, ehe man sich sattgehört hat und sie aus der Mode fallen. Jahrzehnte später kommen sie erneut auf. Emma, Anna oder David etwa, beliebte Vornamen der 1930er Jahre, sind heute wieder zeitgemäss. Im Laufe der Zeit haben sich nicht nur die Vornamen geändert, sondern auch die Entscheidungskriterien bei der Namensgebung.

Die obige Antwort eines Kindergärtners auf die Frage nach seinem Vornamen begründet meine Gedanken zur Namensgebung und zeigt, dass die Wahl der Vornamen ihrer Kinder für die Eltern nicht bloss eine Frage des Geschmacks ist, sondern dass der Zeitgeist mitentscheidet.

Unter dem Schutz des Namenspatrons

Durch die im Volk herrschende Heiligenverehrung war es bis in die 1950er Jahre üblich, Vornamen von Heiligen (z. B. Gallus, Wendelin), der Apostel (z. B. Johannes, Lukas, Matthäus, Thaddäus) oder von anderen biblischen Personen (z. B. David, Zacharias) zu wählen und die Kinder unter den Schutz des Namenspatrons zu stellen. Dem Taufnamen kam, wenigstens scheinbar, alle Bedeutung vom Religiösen zu. Man verehrte diese tugendhaften Menschen als nachahmenswerte Vorbilder im Glauben sowie als Fürsprecher bei Gott. In der gleichen Absicht erhielten die Kinder den Vornamen von in die Pfarrei gebrachten römischen Katakombenheiligen und Märtyrern (z. B. Florian in Altdorf, Gregor in Erstfeld, Maximus/Max in Bürglen) oder vom pfarreieigenen Kirchenpatron (z. B. Andreas in Attinghausen, Martin in Altdorf, Michael in Spiringen, Theodul oder Joder in Unterschächen). Auch die Namen der Vierzehn-Nothelfer waren sehr beliebt: Bis in die 1970er Jahre galten Barbara, Katharina und Margaretha als häufige Taufnamen für Mädchen. Die elf Männer hingegen erreichten – ausgenommen Georg – keine grosse Verbreitung. Die Namen der heiligen Drei Könige (Kaspar/Chaschi, Melchior/Melk und Balthasar/Balz) erfreuten sich hingegen grosser Beliebtheit. Als Verehrung der Eltern Jesu fanden sich in jeder Familie die Namen Josef und Maria. Gewöhnlich wurde der älteste Knabe auf den Namen Josef getauft, wenn man es nicht vorzog, ihn sogar Josef Maria oder Maria zu nennen. Das älteste Töchterchen erhielt meist den Namen Maria, Annamaria (Anna, Mutter der Maria, und Maria, Mutter Jesu) oder Maria Magdalena (Weggefährtin von Jesus). Bei der Taufe vergaben die Eltern vielfach einen zusätzlichen Taufnamen – meist auch den Namen eines offiziellen Heiligen –, der dem eigentlichen Rufnamen vor- oder nachgestellt wurde. Dieser hatte offiziell meist keine Bedeutung, da er nicht in der Geburtsurkunde, sondern nur im Taufschein vorkam. Johann wurde sehr häufig mit übrigen Männernamen verbunden, wohl in Verbindung mit dem in der Volksfrömmigkeit bevorzugten Johannes-Evangelium. Oft wählte man auch den Namen des Kalenderheiligen am Tag der Geburt oder der Taufe. So kamen neue Namen ins Dorf. Die katholische Kirche sprach sich dafür aus, den Namenstag jedes Jahr festlich zu begehen. So gilt der Josefstag in wenigen Kantonen noch heute als Feiertag. Bis ins erste Viertel des 20. Jahrhunderts räumten manche Familien dem Namenstag gegenüber dem Geburtstag einen höheren Stellenwert ein. Dieser Brauch besteht noch heute in manchen Orden. Klostersgemeinschaften feiern nebst dem Geburtstag auch den Namenstag ihrer Mitglieder.

Familienschicksale

Aus den damaligen Vornamen der Kinder, hergeleitet vom Patronat oder von der Lebensgeschichte der Heiligen, konnte man auch Familienschicksale herauslesen. So deutete der Name Verena auf eine karge Ernährung in der Familie, Matthias auf die Lawinengefahr (z. B. Kapelle Abfrutt, Göschneralp) zur Zeit der Geburt hin. Ein Beweis dafür, dass auch kleinere Nöte in den Bereich eines Bannes gezogen wurden, lag im Namen Apollonia. Er deutete auf häufiges Zahnweh der Eltern oder schwieriges Ziehen der älteren Geschwister. Die heilige

Margaretha galt als Helferin in Kindsnot; nach schwerer Geburt oder bei Todesgefahr des Kindes während der Geburt konnte das Mädchen Gretli heissen. Diese Namen gehörten den wohlthätigen Nothelfern an, die sich für einen ganz bestimmten Kreis von Gefahren zur Hilfe verpflichteten. Gelegentlich trat vereinzelt ein seltener Name auf, weil man dachte, dass ein Namenspatron, der für wenige Schützlinge zu sorgen hatte, sich umso gewissenhafter des Kindes annahm. Die Heiligen galten für den Täufling nicht so sehr als Vorbilder, denn als Beschützer. Der Name stand stellvertretend dafür, was Eltern ihrem Kind wünschten.

Familiengeschichte

Die Wahl des Vornamens wies allenfalls auch auf die Familiengeschichte hin. Benjamin hiess meist der Zweit- oder Jüngste einer grossen Familie. Dieser Name war Ausdruck dafür, dass ein kinderreiches Paar gerne sah, dass der Knabe der Letztgeborene war. Aber die Tücke konnte den Plan zerschlagen! So suchte man mit zweifelhaftem Erfolg die Schar der Nachzügler wiederum mit einem Namen zu stoppen. Der diesmal unwiderruflich letzte der Sprösslinge hiess dann Sylvester. Dieser Name liess darauf schliessen, dass in der Familie der Name Benjamin schon einmal vergeblich verwendet wurde. Sylvester bezog sich auf jenen Heiligen, dessen Fest auf den letzten Tag des Jahres fiel. So galt der Name Sylvester dem Nachzügler oder letzten Buben der Familie. In einer Familie stellte sich einmal das Problem, dass der Vater einen Felix wollte, die Mutter aber einen Kari. So lag die Lösung darin, dass der Bub Felix Karl getauft wurde. Der Vater rief ihn Felix, die Mutter Kari. Der Bub reagierte auf beide Namen. Als der Vater starb, hiess er fortan nur noch Kari.

Den Vornamen wurde früher eine sehr grosse Bedeutung zugemessen. Vor allem mussten sie in der Nachkommenschaft weiterleben, indem der Sohn wie der Vater, die Tochter wie die Mutter oder das Patenkind wie der Pate oder die Patin hiess. So bewegten sich die Vornamen in einem engen Namensspektrum. Starb ein Kleinkind, so taufte man ein allfällig nachfolgendes Kind auf den Namen des verstorbenen Kindes. Blieb die Geburt eines weiteren Kindes aus, so kam es vor, dass man den Namen des verstorbenen Kindes im Alltag nachträglich auf ein lebendes Geschwisterchen übertrug.

Auch das Nachtaufen war bis in die 1960er Jahre üblich.

Bei der Namensgebung setzte man im Nachtaufen eine Familientradition fort. Dabei wurde das erstgeborene Kind nach dem ältesten noch lebenden direkten Vorfahren benannt. Ein Knabe erhielt – in dieser Reihenfolge – als erstes den Namen des Urgrossvaters väterlicherseits, als nächstes den des Urgrossvaters mütterlicherseits, falls einer von diesen noch lebte. Darauf kam der Grossvater väterlicherseits an die Reihe, hernach der Grossvater mütterlicherseits. Erst dann folgte der Name des Vaters, dann der des Paten, und schliesslich waren noch die Onkel (Vetter) an der Reihe. Bei den Mädchen lagen die Verhältnisse gleich, wobei hier aber jeweils die Mutterseite den Vorrang vor der väterlichen hatte. Wenn ein Kind zwei Vornamen bekam, war der zweite meist derjenige der Grosseltern oder ein Name, der in der Verwandtschaft brauchwürdig war. Manche Familien wählten für ihr Kind den Namen des Taufpaten oder der Taufpatin als ersten oder zweiten Taufnamen. Damit sollte die geistige Verbindung des Paten oder der Patin zum Täufling deutlich werden. Viele Familien achteten streng auf diese Familientradition. Tradition und Kontinuität waren wichtiger als Individualität. Natürlich waren Ausnahmen möglich, etwa im Sinn, dass von der starren Folge abgewichen wurde oder dass nach einem bereits verstorbenen Ahnen nachgetauft wurde.

Diese hergebrachte Namensgebung bewirkte, dass sich die in einer Familie gebräuchlichen Vornamen stets weitervererbten. Dadurch blieb das Namensspektrum klein. Zwar flossen immerhin auch die Namen der zugeheirateten Familien ein. Doch da die Heiratsbeziehungen früher in der Regel auf engem Raum entstanden, ja vielfach sogar auf die Gemeinde beschränkt blieben, änderte sich das Inventar der häufigsten Namen im Laufe der Generationen nur wenig.

Hiessen zwei oder gar drei Generationen gleich, behalf man sich mit Nebenformen. Der Grossvater war der Sepp, der Sohn der Bepp, der Enkel der Seppli. Unschöner tönte das so: dr ganz alt, dr alt und dr jung Sepp. Man bediente sich auch anderen Nebenformen: Joosepp

(von der alten Schreibform Joseph), Joosi, Schosef, Schosi, Sepp, Seppi, Seppel, Bepp, Bepper, Beppi, Seffi oder sogar fremdsprachig Tschoo (Joe).

Die Bannkraft der Vornamen

Die ländliche Bevölkerung schrieb den Vornamen eine starke Bannkraft zu. Wenn das Toggäli (Alb) jemanden plagte, musste man es zur Befreiung mit dem eigenen Taufnamen anrufen, aber mit dem vollständigen, z. B. nicht Toni, Sepp oder Wysi, sondern Antonius, Joseph oder Aloisius. Vermochte der Befallene wegen der beklemmenden Brustenge das Toggäli nicht mehr mit dem eigenen Taufnamen anzusprechen, konnte er es auch bannen, wenn er nur an seinen vollständigen Taufnamen dachte.

Vornamen begründeten die Zunamen

Da in früheren Jahren fast nur einheimische Familiennamen vorkamen, war man gezwungen, verschiedene gleichnamige Personen oder Sippen mit einem Zunamen (Beinamen, Übernamen) zu bezeichnen. Im täglichen Gespräch waren diese Zunamen als Ruf- und Sippchaftsnamen vorherrschend. Sie trugen zur eindeutigen Identifikation einer Person und der Zugehörigkeit zu einer Familie bei.

Die Zunamen kamen vom Beruf/der Tätigkeit (ds Schindälers, Nachfahren eines Schindelmachers; ds Raatshèèrà-Hansi, Hans, dessen Vorfahre ein Ratsherr war), vom Herkunftsort (ds Chipfèlèrs, Familie vom Heimwesen Chipfen stammend; dr Häldäli Franz: Franz, vom Heimwesen Häldäli stammend), von einem Charakterzug oder einem Ereignis (d Chiilämüusers Märtu: Martin, Sohn einer häufigen Kirchgängerin; ds Roosäobers Märtl: Martin des Vorfahren, der mit seiner Zipfelmütze und seiner Tabakpfeife wie der Rosen-Ober der Jasskarten aussah) und vom Vornamen eines oder mehrerer männlichen oder weiblichen Vorfahren (z. B. „dr Taafä Wisi“, der Sohn Alois des Vorfahren David; dr Käräli Ottis Franz-Toni, der Sohn Franz-Anton des Vaters Otto, dessen Vater Karl hiess). Meist handelte es sich um starke Vorfahren, die diese Namen begründeten. Dabei wurde in der Reihe der Vornamen des Sohns oder der Tochter nach dem Vater oder der Mutter aufgelistet. Die meisten Ruf- und Sippchaftsnamen, die aus dem Vornamen eines Vorfahren entstanden, gingen auf männliche Personen zurück (Patronymika), weniger auf weibliche (Metronyme). Dies begründet sich mit der früher eher untergeordneten Stellung der Frau. Doch auch familienprägende Frauen – z. B. eine junge Witwe, die für die Familie sorgen musste – waren Namensgeberinnen (z. B. ds Zilligers: von der Stammutter Cäcilia stammend; ds Nännälers, von der Stammutter Anna stammend).

Die herkömmlichen Namen geraten in Bedrängnis.

Der Lockerungsprozess bei der Namensgebung setzte um die Mitte des 20. Jahrhunderts ein und beschleunigte sich seit den 1960er Jahren immer mehr. Mit der allgemeinen gesellschaftlichen Öffnung ging ein Bewusstseinswandel einher, der wenigstens einem Teil der Leute die herkömmliche Sitte des Nachtaufens als überholt und beengend erscheinen liess. Wenn wir den diesbezüglichen Wandel während der letzten fünf Jahrzehnte beobachten, stellen wir verschiedene Abstufungen fest, die vom alten Brauch zum heutigen Zustand geführt haben.

Die erste, noch zaghafte Abkehr vom starren Befolgen der alten Regel bestand darin, dass die alten Namen zwar grundsätzlich beibehalten wurden, dass nun aber nicht mehr die mundartliche Form galt, sondern die hochdeutsche (z. B. Elisabeth statt Bethli, Cäzilia statt Zilli, Johanna statt Hanni). Denn die alten Namen in ihrer althergebrachten Aussprache galten immer mehr als hässlich; man schien sich ihrer unbewusst zu schämen und sucht sie deshalb durch eine „feinere“ Aussprache aufzupolieren.

Was heute gegenüber früher unverändert geblieben ist, ist die häufige Verwendung der Kurzform der Vornamen im Alltag: Früher war der Joseph dr Sepp, der Zacharias dr Zachi und die Kreszentia ds Zenzi. Heute ist der Alexander dr Lex oder Alex, der Andreas dr Andi oder Res, die Melanie ds Meli und die Beatrice ds Trix.

Die Modenamen nehmen überhand.

In den 1980er Jahren begann sich die Lage drastisch zu ändern. Je mehr durch Radio, Fernsehen und Illustrierte neue Idole bekannt gemacht wurden und sich im Denken der jüngeren Leute verankerten, desto deutlicher schwanden nun zusehends die Hemmungen vor fremden, kurzlebigen Moden entspringenden Namensgebungen. 1990 hiessen – nach Erscheinen des Kinohits „Kevin – Allein zu Hause“ – plötzlich viele Buben Kevin. Dieser Vormarsch einer ebenso anonymen wie offenbar attraktiven Moderne mag einen als das längst fällige Sprengen alter Fesseln erscheinen. Für andere schien es wie eine kulturelle Entwurzelung. Konnte man früher ein Kind schon aufgrund des Vornamens, namentlich in Verbindung mit dem Aussehen, dem Model, vielfach leicht seiner Familie zuordnen, so werden in Zukunft die Träger und Trägerinnen der moderneren Vornamen nach Geburtsjahren gezeichnet sein. „Aha, Petra oder Michael – typische Namen der 1980er Jahre!“ Die jährlichen Hitlisten mit den häufigsten Vornamen sorgen dafür.

Was soll's! Die alten Bräuche haben auch in der Wahl der Vornamen abgedankt. Heute ist Wohllaut gefragt und der Duft der grossen weiten Welt, oder das, was darunter verstanden wird. Und das ändert fast von Jahr zu Jahr! Vor fünfzig Jahren war es noch undenkbar, einem hiesigen Kind einen italienischen Vornamen zu geben. Es waren die Namen der Gastarbeiter, ihr Sozialstatus war in der Bevölkerung gering. Doch heute ist Italianità salonfähig, und die Namen Giulia, Emilia, Matteo und Luca sind Renner. Unsere Mobilität hat uns auch Namen aus andern Ländern rund um den Globus gebracht. Liam, Marvin, Jason, Celine, Michelle und Vanessa hören wir bei Kindern häufiger als Marie und Jakob. Es geht nicht mehr um die Familientradition oder um Namensheilige, sondern um den schönen und besonderen Klang. Möglich, dass bei uns in zwanzig Jahren Mädchen auch „Blütenblatt Regenbogen“ (Petal Blossom Rainbow) heissen, wie die Tochter des Fernsehkochs Jamie Oliver. Die Promiwelt macht es uns vor!